

»Die am weitesten verbreitete Krankheit der Welt ist die Liebe.« Der Mann, der das sagt, muss es wissen: Francesco, alleinerziehender Vater von drei Töchtern, ist Paartherapeut. Und Fallbeispiele hat er in der Familie genug. Tochter Sara fühlt sich in ihren lesbischen Beziehungen gescheitert und sieht nur eine Lösung: hetero werden. Schwester Marta, Buchhändlerin mit romantischen Idealen, verliebt sich in einen Gehörlosen, der ihr Opernlibretti aus dem Laden stiehlt. Nur Emma scheint solide – wäre sie nicht noch Schülerin und ihre große Liebe Alessandro ein 50-jähriger verheirateter Architekt. Aber da hat Francesco den perfekten Plan: Er will Alessandros Ehe mit einer Therapie wieder kitten. Bis sich herausstellt, dass Alessandros Frau Claudia die unbekannte Schöne ist, die Francesco selbst heimlich verehrt ...

PAOLO GENOVESE, 1966 in Rom geboren, Drehbuchautor und Regisseur, hat Wirtschaft studiert und lange Zeit in der Werbebranche gearbeitet. Der Film *Incantesimo napoletano* (Neapolitanischer Zauber) wurde mit dem David-di-Donatello-Preis und zwei Golden Globes ausgezeichnet. »Freud ist an allem schuld« ist Genoveses erster Roman, er wurde vom Autor für das italienische Kino verfilmt.

PAOLO GENOVESE

Freud ist
an allem schuld

Roman

*Aus dem Italienischen
von Franziska Kristen*

btb

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Tutta colpa di Freud« bei Arnoldo Mondadori Editore,
Mailand.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2017
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Copyright © 2014, Paolo Genovese

License agreement made through Kylee Doust Agency,
Publishing division of Sosia & Pistoia

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Shutterstock/AVA Bitter

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

cb · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71470-4

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Sara

New York, Knotenpunkt der Welt, der Ort, an dem man unmöglich zweimal dieselbe Person trifft, dafür aber möglicherweise die richtige.

Sara radelte den East River entlang, an begeisterten Joggern, betagten Spaziergängern und jungen Pärchen vorbei, die ihren Hund ausführten. Das Wassertaxi, mit dem sie nach Manhattan übersetzen wollte, war startbereit: Sie stieg vom Rad, ging an Bord, und das Boot legte ab.

Sara fand einen freien Platz am Bug, das Klappfahrrad neben sich und gegenüber ein selig lächelndes japanisches Pärchen. Einen Augenblick verdunkelte der Schatten der Brooklyn-Bridge die warme Morgensonne. Kleine Boote pflügten durch das glatte Wasser des Flusses; ein Stück weiter erhob sich reglos die Freiheitsstatue, die sich mit ihrem stets wachsamem Blick daran zu erinnern schien, weshalb sie an diesen Ort gezogen war.

Sie schaltete ihren iPod an, und Elisa Toffoli wurde zum Soundtrack der kurzen Fahrt. Sara trug große Kopfhörer, diese modischen bunten Dinger, die inzwischen die Mini-Kopfhörer verdrängt hatten und die den Eindruck vermittelten: »Hey, siehst du nicht, dass ich Musik höre? Stör mich gefälligst nicht.« Hinter ihrer Ray Ban in Tropfenform verbargen sich zwei leuchtend grüne Augen, sie trug weite Cargo-hosen mit großen Taschen, ein schwarzes Top und Sneakers mit übertrieben breiter Sohle. Sara war hübsch, sehr hübsch,

und auch wenn sie nicht gerne auffiel, hatte ihr Bedürfnis, unbeachtet zu bleiben, genau die gegenteilige Wirkung: Egal wo, sie zog die meisten Blicke und die Aufmerksamkeit auf sich.

Seit fast einem Jahr war sie in New York, Zeit genug, sich zu entscheiden, ob man die Stadt mochte oder nicht. Sara liebte sie und erkannte sich teilweise darin wieder: in diesem Chaos, das von tausend Dämonen bevölkert, aber auch romantisch, vertraut und zerbrechlich war. Die Stadt glich einem tropischen Aquarium, in dem sich Dutzende von Fischen in den schrillsten Farben begegnen, ohne voneinander Notiz zu nehmen.

Heute hatte sie sich freigenommen. Sie arbeitete für eine Werbeagentur, wobei ihre Hauptaufgabe im Fotokopieren und Kaffeekochen bestand. Aber der American Dream wird bekanntermaßen von unten verwirklicht, und genau von dort kam sie und war momentan ganz zufrieden damit. Jedenfalls verdiente sie mehr als in irgendeinem Callcenter in Rom und konnte sich sogar eine Mietwohnung in Brooklyn leisten. Wenn auch nicht allein.

Die Skyline zeichnete sich vor ihr ab, als das Wassertaxi am Pier 11, in Höhe der Wall Street, anlegte. Sara stieg aus, klappte ihr Fahrrad auf und tauchte endlich ein in den Verkehr dieser großen, fantastischen Stadt. Denn obwohl New York aus fünf Bezirken besteht, ist der eigentliche, der wahre Big Apple, zweifellos Manhattan.

Als Elisa von Randy Crawford abgelöst wurde, bog Sara gerade von der Lexington Avenue in die 23. Straße Richtung Madison Square Park ein. Sie liebte diese Version von *Knockin' on Heaven's Door*; überhaupt mochte sie Coverversionen, es war eine Art, die großen Klassiker lebendig zu halten, ohne dass man sie irgendwann überhatte.

Eine rote Ampel an der Kreuzung Fifth Avenue zwang sie zum Anhalten. Sie schaute nach oben, Wolkenkratzer ragten über ihr auf. Die großen Kopfhörer hielten den Verkehrslärm ab, nur Randy war zu hören, die ihr riet, an die Tür zum Paradies zu klopfen, und an diesem Abend, der ein ganz besonderer zu werden versprach, würde sie diesem Rat folgen. Sie verspürte ein Glücksgefühl, und am liebsten hätte sie gerufen: »Ich bin verliebt!«, aber zwischen den Reihen der, wie sie sich vorstellte, ungeduldig hupenden Taxis würde sie vermutlich niemand hören. Dann wurde es grün, und weiter ging es in dem großen, unaufhaltsamen Fluss dieser gigantischen Stadt. Gucci, Armani auf der einen Seite, Abercrombie und American Eagle auf der anderen, dann endlich ihr Ziel: Tiffany. Genauer gesagt Tiffany & Co, wie auf dem großen Schild stand. Unzählige Frauen mochten wohl schon seufzend vor diesen Schaufenstern gestanden und sich ausgemalt haben, wie ein elegant gekleideter junger Mann mit zitternden Händen und schweißbedeckter Stirn auf mehr oder weniger originelle Weise ihnen einen Heiratsantrag machte.

Sara stand ihnen in nichts nach. Auch sie glaubte an die Liebe, aber die Liebe schien nicht an sie zu glauben. Sie hatte schon so manche Affäre gehabt, die aber fast immer eine Hundertachtzig-Grad-Wendung genommen hatte. Einverständnis hatte sich in Abkehr, Leidenschaft in Langeweile verwandelt, und als nächster Schritt kam die Trennung. Zumindest in Italien war es immer so gelaufen. Aber hier in Amerika...

Als sie vor dem Schaufenster stand, erkannte sie ihn sofort wieder: einen kleinen, eingefassten violetten Stein in Herzform in einem Ring aus Weißgold. Auf einem winzigen Schild stand: »40 % Rabatt«. Sara musste die Nase an die Scheibe drücken, um es lesen zu können, als würden sie sich

hier bei Tiffany schämen, Preisnachlass zu gewähren. Aber die Krise hatte nicht einmal sie verschont.

Die Drehtür des Geschäfts war in ständiger Bewegung. Sie lächelte, klappte ihr Fahrrad zusammen und nahm es mit hinein.

Die kühle Luft der Klimaanlage gab ihr sofort ein Gefühl von Wohlbefinden.

Der Tag hatte eben erst begonnen, und Sara war nie zuvor so glücklich gewesen.

Ob es Zufall war, dass in diesem Augenblick Pink Turtle mit ihrer Version von *How deep is your Love* loslegten?

Marta

Die Regale in dem Buchladen waren aus dunklem Nussholz, dem man das Alter ansah. In den Fächern lagen dicke Klassiker, von Shakespeare über Dickens bis hin zu Hemingway und Kerouac; es folgten ganze Reihen anspruchsvoller Zeitgenossen: experimentelle Literatur, kleine, unbekannte Verlage, Heerscharen von in Vergessenheit geratenen Autoren. Der Platz für Dan Brown war bescheiden, der für *Shades of Grey* nicht vorhanden.

»Ich kann nicht alles haben«, wiederholte Marta oft.

Und wenn jemand sie darauf hinwies, dass sie die angesagtesten Bücher verkaufen müsse, wenn sie überhaupt etwas verkaufen und nicht dichtmachen wolle, wurde sie deutlicher: »Wer ein kommerzielles Buch haben will, soll in den Supermarkt gehen, ich verkaufe an wahre Leser.«

Das Problem war, dass dieser Kategorie immer weniger Leute angehörten und Bücher, wenn man knapp bei Kasse war, zu den ersten Gütern gehörten, auf die man verzichtete.

Marta erwartete ihre Kunden neben der Tür, wo sie an einem kleinen Tisch saß und las.

»So rege ich sie an«, sagte sie, »denn ein leidenschaftlicher Leser wünscht sich jemanden, der ihn beraten kann, einen, der etwas von der Sache versteht.«

Immerhin hatte ihr Buchladen eine feste, wenn auch recht kleine Stammkundschaft, und es stellte jeden Monat aufs

Neue eine Herausforderung dar, alle Rechnungen zu begleichen. Weniger als vier Bücher am Tag zu verkaufen, bedeutete eine Niederlage, mit vier Büchern holte sie die Ausgaben wieder rein, was darüber hinausging, war ein großer Erfolg, denn dann sprang Geld für Essen und fürs Shoppen raus. Sie hatte erwogen, sich eine eigene Wohnung zu nehmen, aber das konnte sie sich nicht leisten. So wartete sie auf ihren Märchenprinzen: einen mutigen Lancelot, einen romantischen Tristan oder einen abenteuerlustigen Tom Sawyer. Dummerweise war sie bisher nur etwas merkwürdigen Typen begegnet, die eher an Holden Caulfield oder gar an Kafkas Käfermenschen erinnerten.

Doch dank ihrer Bildung, ihrer Zähigkeit und ihrer gerade einmal dreißig Jahre ließ sie nicht den Kopf hängen.

Marta war gerade mit Abstauben beschäftigt und ordnete den Stapel mit dem jüngsten Roman *Eiskalte Winter* von Marco Patassini, einem Zeitgenossen, der viel von sich reden machte. Sie ergriff einen Band, blätterte ihn eilig durch und las den Klappentext zum Autor. Auf dem Schwarz-Weiß-Foto lächelte ihr ein etwa vierzigjähriger, leicht ergrauter Mann mit breiter Stirn entgegen. Den Kopf hatte er auf eine Hand gestützt, den Arm angewinkelt. Marta seufzte, doch dann klimperten die über der Eingangstür befestigten Muscheln, und sie legte das Buch zurück auf den gut sichtbar im Schaufenster platzierten Stapel.

Eine Frau mittleren Alters sah sich zögernd um.

»Guten Tag, ich suche *Der große Gatsby* in einer preiswerten Taschenbuchausgabe«, sagte sie.

»Ich führe *Der große Gatsby* nicht als Taschenbuch«, erwiderte Marta kurz angebunden, verdrehte die Augen und machte sich erneut ans Abstauben.

»Na schön, kann ich es dann bestellen?«, fragte die Frau.

Mit einer ungehaltenen Geste wandte Marta sich zu der Kundin um.

»Ich habe mich offenbar nicht deutlich ausgedrückt. Ich führe *Der große Gatsby* nicht als Taschenbuch, und ich werde es auch nicht bestellen, bei mir können Sie es nicht kaufen.«

»Verzeihung, aber weshalb?«

Marta atmete tief durch, bevor sie eine in Leder gebundene Ausgabe von *Der große Gatsby* aus einem Regal zog.

»Hören Sie, das ist eines der schönsten Bücher, die je geschrieben wurden, jeder sollte ein Exemplar davon in seinem Regal stehen haben, oder besser noch, stets bei sich haben. Mir ist bewusst, wie schwierig das wäre, aber ich habe zumindest die Pflicht, es in einer schön gebundenen Ausgabe zu verkaufen, wenigstens das kann ich tun. Was ist nun, wollen Sie es kaufen?«, fragte sie, die Stimme erhebend.

»Schon gut ... in Ordnung ... ich nehme es gebunden«, erwiderte die Frau und schluckte ein wenig verlegen.

Marta, die ihr grimmig in die Augen gestarrt hatte, verzog den Mund zu einem breiten Lächeln.

»Schön, das macht dann achtzehn Euro. Ich versichere Ihnen, Sie werden es nicht bereuen.«

Die Frau zahlte und eilte hinaus, wobei sie sich umsah, als fürchte sie, Marta könne ihr in den Hintern beißen.

Zufrieden mit dem Verkauf fuhr Marta mit dem Abstauben fort, doch als sie zum Musikregal kam, stutzte sie. Hinter den Biografien der großen Rockmusiker kamen die Opernlibretti, und die junge Frau erkannte auf den ersten Blick, dass es zwei weniger waren als noch vor einigen Tagen. Sie hatte sie ganz bestimmt nicht verkauft, sie konnte sich an jeden Titel, der über den Ladentisch ging, erinnern, und bereits zuvor waren ihr zwei Libretti gestohlen worden.

Verdammt Mist, ein Serientäter, dachte sie.

Sie verkaufte ohnehin nicht viel, und dann auch noch zwei Diebstähle innerhalb einer Woche, nein, das konnte sie sich wirklich nicht leisten. Sie nahm sich vor, ihre Kundschaft besser im Auge zu behalten.

Es war kurz vor zwölf, in gut einer Stunde würde sie schließen.

Ihre Gedanken wanderten zu dem Mann ihrer Träume, zu ihrem Cervantes: Marco Patassini! Er war zwar nicht Scott Fitzgerald, aber auf jeden Fall ein geiler Typ.

Marta hatte sich ein Jahr zuvor in ihn verguckt, als sie ihn bei der Präsentation seines Vorgängerromans *Elende Liebe* kennengelernt hatte. Seitdem schrieben sie sich regelmäßig.

Wir sind wie Heloise und Abaelard, dachte sie verträumt.

An diesem Nachmittag würde er aus London zurückkehren. Sie stellte sich vor, wie er bei der Ankunft durch die Automatiktür trat, den Trolley hinter sich her ziehend, sie, die auf ihn zueilte, und er, der sanft ihren Kopf in die Hände nahm, ihre Lippen, die sich streiften, berührten, küssten ...

Ein Zittern ging durch ihren Körper, und Marta fächelte sich mit einem Flyer, der zufällig auf dem Tisch lag, Luft zu. Dann schaute sie auf die Uhr: Bald würde sie nach Hause gehen, schnell etwas essen und los: Terminal 3, Ankunft.

Emma

Nicht mehr lange, noch ein paar Wochen die Zähne zusammenbeißen, Prüfungen, Abitur und danach konnte ihr die Schule gestohlen bleiben.

Emma saß in der hintersten Bankreihe ihres Klassenraums im Mameli-Gymnasium, und während die Lehrerin die Ursachen für den Zusammenbruch des NS-Regimes erläuterte, hörte sie heimlich die alte Trackliste, die Diego ihr aufgenommen hatte: Blind Guardian, System of the Down und Dutzende weiterer Metal-Bands.

»Liebe vergeht, Musik übersteht« hatte sie sich auf die Rückseite ihres iPods gravieren lassen; und tatsächlich war nach über einem Jahr der Spannungen, Streitereien und Szenen seit einer Weile Schluss mit Diego. Sie hatte sich zurückgezogen, er glaubte, sie bräuchte nur ein wenig Zeit. In Wahrheit gab es nun Alessandro, und Emma schien es, als erlebe sie die schönste aller Liebesgeschichten. Ihre Beziehung war geheim, nur wenige Personen, denen sie die intimsten Angelegenheiten ihres Lebens anvertraute, wussten davon.

Es läutete zum Ende der letzten Stunde, und die konzentrierte Stille wich dem unüberschaubaren Chaos bei Schulschluss: Scherze, Gelächter und eilig zwischen Klassenzimmer und Flur getroffene Verabredungen.

Emma drehte die Musik auf. Ihre Schulkameraden kamen ihr vor wie ein stummes Theaterensemble, sie sah ihre Bewegungen, aber hörte nicht länger ihr Geschnatter.

Mit einem Lächeln auf den Lippen trat sie auf die Straße. An diesem Abend würde sie Alessandro wiedersehen. Sie würde ihn von der Arbeit abholen, nach Ladenschluss. Sobald sie allein wären, würden sie bei Kerzenschein zu Abend essen und dann ...

Eine Hand berührte sie an der Schulter, und Emma zuckte zusammen: Es war Diego.

»Bist du bescheuert?«, fuhr sie ihn an und nahm die Kopfhörer ab.

»Ich hab schon mindestens zehnmal nach dir gerufen«, rechtfertigte er sich.

»Ich hatte Kopfhörer auf. Was gibts?«, fragte sie mit barscher Stimme.

»Nichts, ich wollte fragen, ob du Zeit hast, dich am Nachmittag mit mir zu treffen«, erwiderte er hoffnungsvoll.

»Hab schon was vor«, antwortete sie prompt.

»Dann halt heute Abend?«

»Heute Abend geht nicht, ich bin verabredet.« Sie klang genervt.

»Aha. Und mit wem?« Seine Stimme verriet einen Anflug von Zorn.

»Diego ... ich brauche dir keine Rechenschaft abzulegen, wann wirst du das endlich begreifen?«

»Schon gut, du brauchst mir keine Rechenschaft abzulegen, aber mir geht's echt dreckig, muss immer an dich denken ... hast du vielleicht ...«

»Sorry«, unterbrach sie ihn, »aber ich muss gehen.« Sie setzte die Kopfhörer wieder auf, drehte sich auf dem Absatz um und trat den Heimweg an.

Sie wandte sich nicht mehr zu Diego um, der wahrscheinlich hinter ihr her schimpfte. Es war ihr egal.

Alessandro hatte ihrem Leben eine Wendung gegeben, es

auf eine ihr bis dahin unvorstellbare Weise verändert; das machte sie glücklich und gegenüber dem Rest der Welt unverwundbar.

Nun stand sie kurz vor dem Abitur, und die mit Lernen verbrachten Nachmittage wurden ihr durch die Aussicht auf ein Treffen mit ihrem Traummann versüßt. Im Unterschied zu Diego war er das tatsächlich, und zwar aus unzähligen Gründen: Er ließ es ihr an nichts fehlen, bedachte sie mit tausend Aufmerksamkeiten, war romantisch und überraschte sie täglich mit irgendeiner kleinen Geste. Nie zuvor hätte sie geglaubt, sich rundum so zufrieden fühlen zu können. Sie war erst achtzehn, aber sie glaubte, den Mann ihres Lebens gefunden zu haben. Mehr noch, sie war sich dessen sicher.

Es gab nur einen Punkt, der sie quälte: Ihr Vater hatte von all dem keine Ahnung. Ihr Verhältnis war immer sehr offen gewesen, und auch dieses Mal würde sie ihn irgendwann ins Vertrauen ziehen, aber sie fragte sich, wie er es auffassen würde.

Ihr Handy vibrierte, eine SMS von Alessandro: »Du fehlst mir, Liebste.«

Emma küsste das Display ihres Smartphones, sie war so euphorisch, dass sie jede Reaktion des Vaters in Kauf nehmen würde.

Sie beantwortete die Nachricht und bekam gleich darauf die nächste, und so ging es den gesamten Heimweg.

Francesco

Die am weitesten verbreitete Krankheit der Welt ist zweifellos die Liebe. Davon war Dr. Taramelli, ein auf Paartherapie spezialisierter Psychotherapeut, zutiefst überzeugt. Unerwiderte Liebe, verräterische Liebe, verweigerte Liebe, vorgetäuschte Liebe, er hätte ein Buch schreiben können, so gut kannte er die Liebe in all ihren Spielarten.

»Aber seien Sie unbesorgt«, versicherte er seinen Patienten gern immer wieder, »die Liebe ist zwar eine sehr verbreitete Krankheit und de facto unvermeidlich, aber sie ist nicht tödlich. Auch wenn sie in manchen Fällen chronisch werden kann und man ein Leben lang mit ihr zu kämpfen hat, gleicht sie in den meisten Fällen eher einem Infekt, einer Art Schnupfen: ja, genau, die Liebe ist ein Schnupfen. Sie geht vorbei. Und das Einzige, was übrig bleibt, sind ein paar gebrauchte Taschentücher.«

Francesco ordnete gerade einige Papiere. Während der Sitzungen machte er sich gern eilige Notizen, die er später in Ruhe und in Schönschrift noch einmal abschrieb, wobei er das Geschriebene meist laut vorlas. Er sagte, das helfe ihm beim Nachdenken und der Suche nach Lösungen für den zu behandelnden Verliebten.

Er war ganz in seine Arbeit vertieft, als Emma die Tür zum Behandlungszimmer aufriss.

»Papa!«

»Äh, wie bitte?«

»Was machst du da? Führst du Selbstgespräche?«

»Nun ja«, sagte Francesco und setzte sich zurecht, »ist das etwa nicht erlaubt?«

»Doch, doch, schon gut ... Wenn du meinst«, erwiderte sie und ließ sich auf die Couch fallen.

»Sag mal, was machst du da?«, fragte Francesco pikiert.

»Ich muss mit dir reden.«

»Von mir aus. Aber nicht, wenn du da so herumliegst.«

»Wieso nicht?«, fragte Emma.

»Weil sich da meine Patienten hinlegen.«

»Na ja, ich habe auch Beziehungsprobleme, ich will deine Patientin werden.«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil du meine Tochter bist.«

»Eine Tochter mit Beziehungsproblemen kann also nicht mit ihrem eigenen Vater reden, weil er ein verdammter Psychotherapeut ist?«

Francesco seufzte, dann strich er sich über den dichten, grau melierten Bart.

»Sie kann schon«, sagte er ruhig, »aber nicht im Behandlungszimmer und schon gar nicht ausgestreckt auf der Couch.«

»Es ist ganz gemütlich«, erwiderte Emma frech.

»Das tut nichts zur Sache«, sagte Francesco. Allmählich verlor er die Geduld. »Lass uns daheim reden, da kannst du's dir auf dem Sessel bequem machen.«

Da sprang Emma auf und verschwand ohne ein weiteres Wort.

»Emma ... Emma ...«, rief er ihr vergeblich hinterher.

Francesco reckte sich und erhob sich von seinem Schreibtisch. Es war immer das Gleiche mit seiner Jüngsten: Sie hatte einen starken, allzu starken Charakter, fast wie ihre Mutter.

Er hatte eine Schwäche für das Mädchen, er konnte ihr kaum etwas abschlagen, aber manchmal kam er nicht umhin, sie in ihre Schranken zu verweisen, andernfalls bekäme sie zu viel Oberwasser. Er seufzte, während pünktlich im gleichen Moment das schon ziemlich gerupfte Vögelchen aus seinem Kasten sprang: Die Kuckucksuhr an der Wand neben der Tür schlug halb drei.

Francesco trat ans Fenster und schaute hinaus. Heute war sie später dran, aber er hatte es nicht eilig. Dann sah er sie um die Ecke biegen.

Erst kam der Hund, ein löffelbiskuitfarbener Cocker Spaniel, der wie ein Irrer an der Leine zog, dann sie, die Frau, die ihn spazieren führte.

Francesco überlegte nicht lange. Rasch griff er nach seiner Jacke und verließ im Laufschrift die Praxis.

Die Frau gefiel ihm. Hochgewachsen, kühl, aristokratisch. Stets gut gekleidet und offenbar an nichts und niemandem interessiert. Sie war immer allein, legte immer denselben Weg zurück: Einkaufen im Supermarkt, Brot beim Bäcker am Campo de' Fiori, ein Abstecher zum Weinladen in der Via del Pellegrino und ab und zu der Luxus eines schnellen Kaffees in der Bar del Fico. Francesco stellte ihr bereits seit über einem Jahr nach. Zuerst waren es nur gelegentliche Begegnungen gewesen, dann hatte er angefangen, eine Art Zwang zu entwickeln und sich die Zeiten und die Orte, an denen er sie sah, zu notieren. So hatte er eine ziemlich genaue Skizze ihrer Wohnheiten und Wege entworfen und konnte ihr nun *ganz zufällig* begegnen.

Jeden Tag. Und jedes Mal sagte er sich, dass es der richtige Moment sei, um mit ihr anzubändeln. Er hätte schon unzählige Gelegenheiten gehabt, hatte es aber bisher noch nicht einmal geschafft, ihr guten Tag zu sagen.

Francesco war solo, seit Emma ein gutes Jahr alt war. Seine Ex-Frau Ilaria hatte für ihre Karriere alles stehen und liegen lassen. In einer kleinen Kirche im Herzen von Trastevere hatten sie geheiratet. Sie war gerade mitten in der Facharztausbildung gewesen, und drei Jahre später hatte sie als Kinderärztin angefangen. Dann hatten die Reisen begonnen: Hilfsmissionen in die verschiedensten Gebiete der Erde. Damals, vor siebzehn Jahren, hatte sie Kambodscha gewählt, doch anders als zuvor war sie nicht mehr zurückgekommen.

So hatte er sich nicht allein in der Vaterrolle, sondern plötzlich auch in der des Hausmanns wiedergefunden. Und Beziehungen zu anderen Frauen hatte es seitdem nicht mehr gegeben. Nichts, er war wie gehemmt, obwohl sein Lustempfinden mitnichten zum Erliegen gekommen war. Er war ein im Umgang mit der Liebe erfahrener Therapeut und tagtäglich mit Pärchen in der Krise konfrontiert, er gehörte zu den Besten seines Faches und löste die Probleme von Dutzenden Patienten. Nicht jedoch die eigenen. Die Ratschläge, die er andern gab, funktionierten bei ihm selbst nicht. Es hätte eines anderen Therapeuten bedurft, der ihm bei der Umsetzung seiner eigenen Ratschläge half. Aber er hatte nie einen aufgesucht. So hegte er weiter seine Träume, ohne dass es zu irgendwelchen Kontakten kam.

Nun also die Dame mit dem langen schwarzen Haar. Von Weitem sah sie aus wie Demi Moore zu Zeiten von *Striptease*, und auch von Nahem hielt sie, was sie versprach.

Er beobachtete sie, während er an der Bar saß und Zeitung las oder pfeifend den Blick schweifen ließ, eine Art Humphrey-Bogart-Karikatur. Sein Körper konnte sich durchaus sehen lassen, was ihm fehlte, war die unverfrorene Art. Er hätte einen Arm um ihre Taille legen, sie an sich ziehen und ihr mit fester, entschlossener Stimme zuraunen sollen: »Hey Puppe,

ich bin dein Typ.« Stattdessen blieben ihm jedes Mal, wenn er auch nur versuchte, sie nach der Uhrzeit zu fragen, die Worte im Hals stecken, und er sah aus, als hätte er einen Schluckauf.

Jetzt war sie keine zwanzig Meter weit von ihm entfernt. Er folgte ihr, ohne darauf zu achten, was ringsum geschah.

Lautes Gehupe ließ ihn zusammenzucken. Er war auf die Straße getreten, ohne sich umzusehen. Das Auto fuhr vorbei, der Mann am Steuer beschimpfte ihn. Als Francesco sah, wie die Frau sich aufgrund des Tumults umwandte, verschwand er schnell hinter der nächsten Hausecke. Er atmete tief durch und fasste sich an die Brust. Sein Herz klopfte wie wild.

»Beruhige dich«, sagte er laut zu sich selbst, »sie ist dort. Du gehst jetzt hin, ruhig, entschlossen, und sagst ihr ... ja, was sage ich ihr ...?« Aus seiner Stimme sprachen wie so oft Verunsicherung und Enttäuschung.

Er trat zurück auf die Straße. Die Frau war verschwunden. Aber Francesco wusste genau, wo sie war. 14.45 Uhr: Zeit für einen Kaffee.

Der Hund war draußen festgebunden, er lag brav zusammengerollt auf dem Pflaster und wartete, ohne von irgendwas Notiz zu nehmen. Sie sah fantastisch aus in ihrem taubenblauen Kostüm, sie hatte so eine elegante Haltung und so einen durchdringenden Blick. Ein halbes Tütchen Zucker. Brauner Zucker, wie immer.

Francesco beobachtete sie durch die Scheibe. Auch der Barmann schien hingerissen von der Frau. An den Tischen im Freien saß eine Handvoll Gäste.

Die Frau nippte an ihrem Kaffee, Francesco zupfte die Jacke und den Krawattenknoten zurecht und versuchte, sein Spiegelbild zu erhaschen, um zu sehen, ob die Frisur saß. Die Frau drehte den Kopf zum Eingang, und Francesco zog sich mit einem Satz zurück.

»Ob sie mich gesehen hat?«, fragte er sich.

Möglichst ungezwungen entfernte er sich von der Bar, die Hände in den Taschen und einen imaginären Stein vor sich her kickend. Doch schon nach wenigen Metern machte er kehrt, weil er nicht den Augenblick verpassen wollte, wenn sie hinauskam.

Erneut trat er auf den kleinen Platz, aber der Hund war verschwunden. Die Frau war fort.

Francesco schaute sich um und sah sie um eine Straßenecke biegen. Er beschleunigte seine Schritte, überholte eine alte Dame mit Einkaufstaschen, die ihm den Weg versperrte. Er atmete heftig, der Schweiß lief ihm herab.

Er war noch nicht bis zur Kreuzung vorgedrungen, als sie genau dort wieder auftauchte, wo er sie hatte verschwinden sehen.

Francesco stockte der Atem, keine fünf Meter entfernt stand sie ihm gegenüber.

Er wurde langsamer, blieb beinahe stehen, schluckte, schob den Finger zwischen Hals und Hemdkragen, der viel enger als sonst schien, er bekam kaum Luft.

Francesco starrte sie an, aber die Frau schien es nicht zu bemerken. Sie lief an ihm vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, bei jedem Schritt entströmte ihr ein Hauch von Vanille, ein intensiver, sinnlicher Duft. So unmittelbar aus der Nähe war sie noch schöner, doch in diesem Augenblick wurde ihm klar, dass sie in einer vollkommen eigenen Welt lebte. Sie erweckte den Eindruck, nichts von dem, was ringsum geschah, wahrzunehmen. Weder lächelte sie noch warf sie einen Blick zur Seite. Nie begleitete oder erwartete sie jemand.

Sie war unerreichbar, weit weg für alle und von allem.

Und nun auch für ihn. Vielleicht hatte sie sich im Weg ge-

irrt oder etwas liegen gelassen. Jedenfalls ging sie dieselbe Richtung zurück, aus der sie gekommen war, mit rhythmisch wiegendem Schritt und ohne Zögern.

Francesco seufzte. Auch diesmal hatte er es nicht geschafft.

Er kehrte ebenfalls um, aber zuerst schaute er noch einmal in der Bar vorbei. Vielleicht würde er die Spur ihres Duftes erhaschen.

Danach würde er nach Hause gehen.

Sara

Dieser Abend sollte der wichtigste ihres Lebens werden. Sara hatte ihn bis ins kleinste Detail vorbereitet: Abendessen im River Café, dem Lokal, in dem sie ihr erstes gemeinsames Date gehabt hatten, und außerdem zwei U-Bahn-Tickets, Blue Line, Richtung Downtown, wo sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Sie hatte dasselbe Gericht wie damals vorbestellt, sie konnte sich noch genau daran erinnern. Seitdem war fast ein Jahr vergangen, und ihre Beziehung hatte enorme Fortschritte gemacht. Es herrschte völliges Einverständnis zwischen ihnen, keiner hatte vor dem andern Geheimnisse, und das Bett war ein Schlachtfeld, das sie am liebsten nie verlassen hätten.

Anfangs hatte Sara befürchtet, die Beziehung könne wie üblich eine Enttäuschung werden und urplötzlich alles vorbei sein. Sie hatte schon zu viele Trennungen, zu viele traurig endende Geschichten erlebt, als dass sie die Schönheit dieser neuen Liebe in vollen Zügen hätte auskosten können. Aber sie zwang sich zum Optimismus, und nach den ersten zaghaften Schritten hatte sie sich gehen lassen, Vertrauen gefasst und sich eine süße und unbeschwerte Zukunft ausgemalt.

»Man muss nur für die kleinen Zeichen empfänglich bleiben«, sagte sie sich.

Und an kleinen Zeichen fehlte es in dieser Beziehung nicht: angefangen bei den Post-its, die sie sich täglich auf die Kopfkissen klebten, über die SMS in der Mittagspause bis hin

zu den diversen Songs, die sie sich gegenseitig auf die iPods luden. Jedes Mal, wenn Sara ihren MP3-Player anschaltete, war ein neues, eigens für sie ausgewähltes Stück drauf. An diesem Morgen war es *Turn off the Light* gewesen, eher eine Verheißung als eine Aufforderung.

Nach monatelangem Sparen hatte sie es endlich geschafft. Der kleine, wundervolle Ring gehörte dank des großzügigen Preisnachlasses bei Tiffany & Co nun ihr, und heute Abend würde sie Jodie fragen, ob sie den Bund fürs Leben mit ihr schließen wolle.

Deshalb hatte sie früher bei der Arbeit Schluss gemacht. Sie wollte rechtzeitig zu Hause sein, um den Nachmittag der Vorbereitung ihres neuen Lebens zu widmen. Der heitere Morgenhimmel hatte sich eingetrübt. Schwarze Wolken zeichneten sich am Horizont ab, in der Ferne hörte man erstes Donnerrollen. Sie hätte ein Taxi nehmen, das Fahrrad einpacken und sich zum Pier 11 bringen lassen können. Aber genauso wie bisher musste sie auch in den nächsten Wochen das Geld beiseite legen, denn die Ersparnisse waren verbraucht, investiert in ein Liebesversprechen, eine Verheißung von Glück.

Mit einem Lächeln auf den Lippen stieg sie aufs Rad, bereit, dem Regen zu trotzen.

Gerade hatte sie Brooklyn erreicht, als ein Wolkenbruch niederging. Sie strampelte ein paar Kilometer durch den unverhofften Platzregen und kam vollkommen durchnässt vor ihrer Haustür an. Sie hielt unter dem Vordach und sah, wie die Regentropfen heftig auf den Asphalt prasselten, während Nelly Furtado sich fragte: *Where is the Love that I'm looking to find?* Tut mir leid für dich, liebe Nelly, dachte Sara, aber ich habe meine Liebe gefunden, und sie fühlte sich glücklich.

Tiefend ging sie hinein, ganz von dem Gedanken erfüllt,
dass dies ein unvergesslicher Abend werden würde.
Sie sollte sich nicht täuschen.

Marta

Nicht einmal der Flughafen war so wie früher. Vor einigen Jahren war man mit dem Auto bis zur Ankunftshalle vorgefahren, hatte mit ein bisschen Glück auf einem der blau markierten Parkplätze geparkt, ein paar Euro und ab zum Terminal, um den Liebsten, der gerade aktuell war, in Empfang zu nehmen.

Jetzt war das anders.

Warum verändert sich das alles?, überlegte sie, während sie mit dem Wagen im Schrittempo in die einzig mögliche Richtung fuhr: über den von der Hauptstraße aus leicht erhöhten Zubringer zu dem gebührenpflichtigen Parkplatz hinter der Ankunftshalle.

Es herrschte uneingeschränktes Chaos. Bei der Einfahrt zog man einen Parkschein, der einem die erste halbe Stunde gebührenfrei zusicherte, und gelangte so in das verschlungene Labyrinth des Großparkplatzes. Man brauchte etwa fünf bis zehn Minuten, um einen freien Parkplatz zu finden, dann ging es zu Fuß weiter zum Terminal, über Zebrastreifen zwischen Taxis, Bussen und Mietwagen hindurch, die als einzige Fahrzeuge berechtigt waren, die alte Zufahrtsstraße zu benutzen. Bis man die Automatiktüren erreicht hatte, war mindestens eine Viertelstunde vergangen, der Flug hatte garantiert Verspätung, und die erste halbe Stunde war im Nu vertan.

All das brachte Marta aus dem Gleichgewicht. Wenn es bestimmte Vorschriften zu beachten galt, wenn sich kein

Ausweg finden ließ, wurde sie nervös. Und wenn sie nervös wurde, fing sie an zu schnaufen wie ein Hundertmeterläufer, der nach einem Rennen nach Luft schnappt. Saß sie an der Kasse ihres Buchladens, trommelte sie entweder mit den Fingern auf den Tisch, wobei der abgehackte Rhythmus schon mehr als einen Kunden auf die Palme gebracht hatte, oder sie klopfte ununterbrochen mit dem Fuß auf den Boden.

Nun stand sie hier, umringt von Dutzenden von Männern in dunklem Anzug, mit Sonnenbrille auf der Nase oder hochgeschoben auf den Kopf und gut sichtbaren Schildern mit den Namen von Mr, Mrs oder Family soundso hochhaltend, um die Betreffenden in ihr jeweiliges Hotel zu bringen.

Natürlich gab es in dieser fantastischen Wartehalle des Flughafens Leonardo da Vinci keine Sitzgelegenheiten, wenn man von den acht ständig belegten Plätzen vor dem kleinen Wechselschalter und dem Geländer absah, das permanent von ein paar Glücklichen belagert wurde, die sich dort anlehnten oder sich sogar darauf setzten und die Beine baumeln ließen. Die Ankunftsafel zeigte an, dass der Flug aus London seit zehn Minuten gelandet war. Marta schloss die Augen und seufzte tief.

Die Schiebetüren gingen ununterbrochen auf, und Zollbeamte waren zu sehen, Urlauber, die mit einem Lächeln auf den Lippen in ihren Alltag zurückkehrten, Dienstreisende, für die es nur ein Tag wie jeder andere war, oder Touristen, die zu Besuch in die Ewige Stadt kamen, gemeinsam mit der Familie oder von einem alten Freund oder Verwandten abgeholt wurden.

Marta reckte sich und spähte zur Gepäckausgabe, aber in dem Gewühl von Leuten war es unmöglich, Marco ausfindig zu machen.

Plötzlich stockte ihr das Blut in den Adern.

Weiter rechts von ihr bemerkte sie einen weiteren Ausgang für Reisende, weitere Automatiktüren, weitere Scharen von Leuten, die den Flughafen verließen.

Einen Moment lang wurde sie von Panik ergriffen, dann eilte sie möglichst unauffällig zum Ausgang Nummer zwei, ein kurzer Blick auf die herausströmenden Massen und zurück zu Nummer eins.

Mindestens zwanzigmal ging das so hin und her, wobei sie zusehends nervöser wurde.

Als sie an den Männern mit den Schildern vorbeikam, bemerkte sie, dass einer sie bereits seit einer Weile beobachtete, bis sich schließlich ihre Blicke begegneten und er fragte: »Hallo, ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Und mit Ihnen?«, erwiderte Marta spitz und in angriffslustigem Ton, der keine Widerrede duldete. Bei ihren Worten zuckte der Mann zusammen, verzog den Mund und verlegte sich wieder aufs Warten.

Marta, die angefangen hatte zu schwitzen, näherte sich zum soundsovielten Mal dem Ausgang, als sie ihn endlich sah. Marco Patassini war gerade durch die Automatiktür getreten und schaute sich suchend und ein wenig zerstreut um.

Um Haltung bemüht, blieb Marta wie angewurzelt stehen. Verstohlen strich sie sich durchs Haar, zupfte das geblümete Kleid zurecht, das sie über der Leggings trug, und lächelte ein befreiendes Lächeln, das sie entspannte.

Sie war noch unentschlossen, ob sie winken sollte, um sich bemerkbar zu machen, als er ihr zuvorkam, mit einer Geste, die zu sagen schien: »Ich bin hier, wart auf mich, ich komme«, und einem Lächeln, wobei er seine Zähne zwischen dem Bart entblößte, der seit ihrer letzten Begegnung sehr viel länger und wilder geworden war.

Marco ergriff seinen Trolley, ging um das Geländer herum

und tauchte in den langsamen Strom der ankommenden Reisenden ein.

Marta lächelte, während eine heiße Glut sie durchströmte. Unverwandt sahen sie sich an, während sie ihm entgegen ging.

Noch dreißig Meter trennten sie, und je mehr sie sich in der Masse von Menschen aufeinander zubewegten, desto begieriger wurden ihre Blicke.

Martas Lippen waren zu einem Lächeln erstarrt. Plötzlich bemerkte sie, dass sich Marcos Blick leicht nach rechts verlagert hatte. Nach ein paar weiteren Schritten war er *eindeutig* weiter rechts.

Marta zwang sich, den Arm zum Gruß zu heben, sie waren kaum zehn Meter voneinander entfernt, doch er hatte nicht nur seine Blick-, sondern auch seine Laufrichtung um etliche Grad gedreht.

Marta spürte, wie ihre Lippen erschlafften. Dann wandte sie sich um und sah drei Kinder etwa im Alter zwischen fünf und zehn Jahren durch die Menge flitzen und hörte, wie sie alle durcheinander, jedes in einer anderen Tonlage, »Papa!« riefen.

Papa?!, dachte Marta, während ihr Arm herabsank und traurig an seinen Platz an der Seite ihres Körpers zurückkehrte.

Papa?!, wiederholte sie erneut im Kopf, und das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Sie schluckte und sah das Schreckensbild näher kommen: eine blonde Bohnenstange, ein paar Jahre älter als sie, mit einer Ausstrahlung, die Myriaden von Frauen zum Erblassen gebracht hätte.

Marco umarmte sie, während sich die Kinder hüpfend an seine Beine klammerten und ihre Portion an Zuwendung

forderten. Dann küsste er sie, auf den Mund, leidenschaftlich, derselbe Kuss, bis aufs kleinste Detail derselbe Kuss, den Marta sich seit Wochen, seit Monaten, wenn nicht gar ihr Leben lang erträumt hatte.

Von Panik ergriffen suchte sie nach einem Fluchtweg. Aber die glückliche Familie stand zu dicht neben ihr, ein Blick würde genügen ...

Zu spät!

Marco Patassini ließ seine Frau los, und als er sich hinbeugte und die Kinder umarmte, drehte er den Kopf, erkannte sie ... und lächelte ihr zu.

»Marta, wie nett, dich zu sehen. Wie geht's?«, fragte er und trat auf sie zu.

Marta hatte das Gefühl, nicht sprechen zu können, und das »sehr gut«, das sie herausbrachte, wirkte wie eine schlechte Imitation von Gianna Nannini.

»Hast du's auch im Hals?«, bemerkte er freundlich. »Das ist diese verdammte Klimaanlage. Darf ich dir meine kleine Bande und meine Frau Anna vorstellen?«

Die beiden Frauen reichten sich die Hand. Marta lächelte, aber sie hatte das Gefühl, einer Wachsstatue zu gleichen.

»Sie ist die Inhaberin vom BeVabbe', dieser entzückenden Buchhandlung im Zentrum von Rom, wo ich mein Buch vorgestellt habe. Gehst du auf Reisen?«, fragte er unvermittelt.

»Äh, nein ... nein ... ich bin hier, um eine Freundin abzuholen«, erwiderte sie mit noch immer heiserer Stimme und hüstelte.

»Ah ja ... na dann bis bald mal ... War nett, dich zu treffen ... und pass auf deinen Hals auf«, sagte er mit einem Lächeln und nahm dann eines seiner Kinder auf den Arm.

Seine Frau Anna verabschiedete sich unverbindlich und

hakte sich mit ihrem langen dünnen Arm bei ihrem Mann unter.

Marta sah sie durch die Automatiktür des Flughafens verschwinden. Traurig machte sie sich auch auf den Weg, darauf achtend, nicht von einer der zahllosen Limousinen mit den verdunkelten Scheiben auf der Straße vor der Ankunftshalle angefahren zu werden. Sie erreichte ihren Wagen, reihte sich in die Schlange ein, und als sie die Schranke erreicht hatte, fiel ihr auf, dass sie das Parkticket noch nicht bezahlt hatte. Die Automaten befanden sich am Eingang.

Mühsam zwängte sie sich hinaus und erntete Gehupe. Die Fahrer, die hinter ihrem Wagen warten mussten, fluchten, da sie die Ausfahrt blockierte.

Sie zahlte acht Euro und ließ den verdammten Parkplatz endlich hinter sich. Wenn man die Benzinkosten drauf rechnete, würde sie an diesem Nachmittag mindestens drei Bücher mehr verkaufen müssen, um keinen Verlust zu machen.

Was die Enttäuschung betraf, brauchte sie gar nicht erst Bilanz zu ziehen: Das Ergebnis hatte unkalkulierbare Ausmaße angenommen.



Paolo Genovese

Freud ist an allem schuld

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71470-4

btb

Erscheinungstermin: März 2017

»Die am weitesten verbreitete Krankheit der Welt ist die Liebe.« Der Mann, der das sagt, muss es wissen: Francesco, alleinerziehender Vater von drei Töchtern, ist Paartherapeut. Und Fallbeispiele hat er in der Familie genug. Tochter Sara fühlt sich in ihren lesbischen Beziehungen gescheitert und sieht nur eine Lösung: hetero werden. Schwester Marta, Buchhändlerin mit romantischen Idealen, verliebt sich in einen Gehörlosen, der ihr Opernlibretti aus dem Laden stiehlt. Nur Emma scheint solide – wäre sie nicht noch Schülerin und ihre große Liebe Alessandro ein 50-jähriger verheirateter Architekt. Aber da hat Francesco den perfekten Plan: Er will Alessandros Ehe mit einer Therapie wieder kitten. Bis sich herausstellt, dass Alessandros Frau Claudia die unbekannte Schöne ist, die Francesco selbst heimlich verehrt ...



[Der Titel im Katalog](#)